

Di
Morrissey

Die
*B*lüten der
Wüste



EIN AUSTRALIEN-ROMAN

Weltbild Premiere

Die Blüten der Wüste

Di Morrissey

Die Blüten der Wüste

Roman

Aus dem Englischen von Gerlinde Schermer-Rauwolf,
Sonja Schuhmacher und Robert A. Weiß

Weltbild

Die australische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
The Opal Desert bei Pan Macmillan Australia Pty Limited, Sydney.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Verlagsgruppe Weltbild GmbH,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
CCopyright der Originalausgabe © 2011 by Lady Byron Pty Ltd
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Knaur Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Übersetzung: Gerlinde Schermer-Rauwolf, Sonja Schuhmacher und Robert A. Weiß
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Umschlagmotiv: © Thinkstockphoto; www.shutterstock.com
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-375-6

2017 2016 2015 2014
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für meinen jüngsten Enkel William James Bodhi Morrissey.

*Liebster Bo, mögest du eines Tages das wunderbare Land
des Opals mit all seiner Vielfalt und Einzigartigkeit ebenso
kennen und lieben lernen wie ich. Und mögen wir
gemeinsam auf Entdeckungsreisen gehen.*

Prolog

Die Wüste. Rote Erde, weiße kuppelförmige Abraumhalden, die Landschaft von Gruben übersät wie von vernarbten Aknepusteln, den Überbleibseln des Eifers und der Verzweiflung der Schürfer. Zwischen den fleckigen grünen Hügeln Wohnstätten, in die Hänge gegraben. Weitere Gebäude, kaum erkennbar, schienen nur provisorisch gebaut. Was überdauern sollte, verbarg sich unter der Erde.

Vor dieser einsamen Kulisse tauchte eine Gestalt auf. Zielstrebig rannte sie unter der brennenden Sonne durch den klebrigen Staub des Ödlands.

Mit leichtem Schritt, der keine Abdrücke auf dem roten Boden hinterließ, flitzte die schlanke Gestalt zwischen Büscheln stachliger Wüstenpflanzen und dem Flaum des jüngeren, grüneren Bewuchses hindurch. Nach dem Frühlingsregen war die Vegetation förmlich über Nacht explodiert, die robusten Pflanzen erwachten aus ihrem zweijährigen Schlaf in der ausgedörrten Erde.

An diesem Morgen nahm die junge Frau nicht die gewohnte Strecke, sondern lief erst Sampson's Hill hinauf, ehe sie die stillen Wohnhöhlen umrundete, wo vor sich hin rostende Maschinen auf die Rückkehr der Edelsteinsucher und der Teilzeitschürfer warteten. Diese Pendler kamen immer in den milderen Wintermonaten zurück, angelockt von einem Traum, einer Lebensart und der besonderen Schönheit des Outback. Erst wenn die sengende Sommerhitze unerträglich wurde, zogen die Leute wieder fort.

Kaum jemand in den kühlen, dunklen Dugouts bemerkte das vorbeilaufende Mädchen. Nur ein bärtiger Schürfer

stand am Eingang seiner schlichten unterirdischen Behausung, nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette und schaute ihr nach. Sie beachtete ihn nicht. Während er die Zigarette ausdrückte und in seine gemütliche Wohnhöhle zurückkehrte, setzte Anna ihren Morgenlauf um den kleinen Flecken Opal Lake fort und kehrte dann zum einzigen Hotel des Ortes zurück, in dem sie arbeitete.

Bev und Wayne – unverkennbar »graue Nomaden«, Senioren auf Langzeiturlaub – saßen vor dem hufeisenförmigen Eingang des Shincracker Motel und beobachteten, wie eine junge Elster Sprosse für Sprosse eine lange, an einem Eukalyptusbaum lehrende Leiter hinaufhüpfte.

»Ist aus dem Nest gefallen und kann nicht so hoch fliegen«, erklärte Anna, die nun für einen kurzen Plausch mit den Touristen stehen blieb, nur ein klein wenig atemlos und mit feucht glänzender Haut.

»Wie geschickt!«, meinte Bev grinsend. »Ich finde Elstern großartig. Aber wie können Sie denn bei dieser Hitze so rennen?«

»Die reinste Plackerei«, pflichtete Wayne bei.

»Das macht mir nichts aus. Ich laufe einfach gern.« Sie warf einen Blick auf den Caravan der beiden. »Geht's heute wieder weiter?«

»Ja. Es war spannend hier, aber wir sind mit Freunden verabredet. Wir fahren nach Darwin«, sagte Bev stolz.

Anna bemerkte die Aufschrift *Bev & Wayne auf Nomadentour* am Heck ihres Wohnwagens, daneben ihren CB-Funkkanal.

»Da war ich noch nie. Hat es Ihnen hier gefallen?«

»Ist eine interessante Gegend. Opale haben wir allerdings keine gefunden. Ich schätze, die hat sich alle dieser Sampson geholt, was?« Wayne lächelte.

»Hat es hier mal einen Sampson gegeben?«, fragte Bev.

»Das weiß ich nicht. Aber wenn Sie Opale kaufen wollen, bekommen Sie welche bei Greg im Kramladen oder bei Mick im Pub. Entschuldigen Sie mich, ich muss mich noch frisch machen, bevor der Pub öffnet.«

Wayne sah ihr nach, wie sie hinter einem der niedrigen Hügel verschwand. »Wieso arbeitet so ein junges Mädchen hier in dieser abgelegenen Gegend?«, überlegte er.

»Sie scheint jedenfalls ganz nett zu sein, und hübsch ist sie obendrein. Wahrscheinlich eine Rucksacktouristin. Sie macht das, was wir in jungen Jahren auch hätten machen sollen«, meinte Bev.

»Dafür machen wir es jetzt, Schatz, vierzig Jahre später. Das werden die besten Jahre unseres Lebens.« Er schaute noch einmal in die Richtung, wo das Mädchen verschwunden war, eine frühmorgendliche Erscheinung, die Erinnerungen wachrief. »Laufen kann sie jedenfalls. Ich frage mich, was sie hierher verschlagen hat. Ist wirklich gut in Form.«

»Was dir natürlich nicht entgangen ist«, bemerkte seine rundliche Frau. »Es heißt, beim Laufen bekommt man einen klaren Kopf. Vielleicht muss sie über vieles nachdenken.«

»Sieht ziemlich anstrengend aus. Vielleicht läuft sie ja einfach, um etwas hinter sich zu lassen. Tja, wir brechen jetzt auf, also werden wir es nie erfahren. Komm, packen wir unsere Sachen und weiter geht's. Es gibt für uns noch so viel Neues zu entdecken. Das ist das wahre Leben!«

Anna schloss die Tür zum Pub auf. Ihr war nicht entgangen, dass diese Touristen sie sonderbar fanden. Wie die meisten Leute. Sie war hier ziemlich fehl am Platz, aber die Einheimischen – alle achtundvierzig – hatten nie Fragen gestellt und achteten das ungeschriebene, seit hundert Jahren gelten-

de Gesetz der Opalfelder, demzufolge niemand nach seinem Nachnamen, seiner Herkunft und seinen Funden gefragt wurde. Diese Regel gefiel Anna, und ihr wurde klar, dass sie schon lange nicht mehr so in Frieden gelebt hatte wie hier in Opal Lake.

Aber sie wusste auch, dass sie weiter laufen musste.

Kerrie

1

Als die Limousine am Eisentor vorbei über das Gelände mit gepflegtem Rasen, gestutzten Ziersträuchern und diskret aus dem Gras ragenden Wegweisern zu den diversen Kapellen, Gedenkplätzen und Meditationsräumen rollte, erkannte Kerrie sofort, dass ihr Mann so einen Abschied gehasst hätte.

Die Trauergäste standen in dunklen Grüppchen beisammen, während sich die Journalisten etwas abseits hielten und Namen notierten und die Fotografen – manche trugen sogar Krawatten – die Neuankömmlinge knipsten. Die Förmlichkeit, die Sterilität und dieser andächtige Flüsterton waren ganz und gar nicht das, was Kerrie und ihr verstorbener Ehemann Milton Faranisi gewollt hatten.

»Es ist eine Schande, dass keines seiner Werke gezeigt wird. Todlangweilig«, brummte einer der Reporter.

»Reden Sie keinen Unsinn. Haben Sie mal gesehen, wie groß die teilweise sind? Gehen Sie ins Museum für Zeitgenössische Kunst. Da stehen ein paar von seinen riesigen Skulpturen im Hof«, entgegnete ein anderer.

»Da finden Sie aber nur seine Frühwerke. Googeln Sie mal das Met in New York, das Getty in L. A. oder die Tate Modern in London – dort sind seine besten Arbeiten ausgestellt«, wusste ein Fotograf. »Übrigens, woher hat er eigentlich den Namen Milton? Es heißt doch, er sei Italiener gewesen.«

»Angeblich hatte seine Mutter eine Vorliebe für englische Dichter. Sein Bruder heißt Byron.«

»Im Ernst? Ist der auch Künstler?«

»Nein, anscheinend so ein Computerfreak. Hat in den frühen Achtzigern angefangen und ein Vermögen gemacht.«

In der großen Kapelle füllten sich die Sitzreihen, mit Ausnahme der vordersten. Kerrie Faranisi begab sich schweigend dorthin und versuchte den Blickkontakt zu den anderen Trauergästen zu vermeiden, weil sie womöglich nur wieder in Tränen ausbrechen würde. Sie setzte sich allein in die erste Reihe, eine schlanke Gestalt in schwarzem Leinenkostüm, den Blick auf die im Schoß gefalteten Hände gerichtet, als wollte sie den schmucklosen Sarg vor sich gar nicht zur Kenntnis nehmen. In der Reihe dahinter saßen zwei von Miltons Töchtern. Aus ihren Mienen sprach abgrundtiefe Missbilligung. Da und dort tuschelte man in gedämpftem Ton, und so mancher reckte den Hals nach der Witwe, die in die vorderste Reihe verbannt war.

Mit hastigen Schritten stürmte eine Nachzüglerin herein, das Haar zerzaust und mit einer großen dunklen Sonnenbrille, die ihr Gesicht verbarg. Sie sah sich um, und als sie ihre Schwestern bemerkte, eilte sie zu ihnen. Einen Moment hielt sie inne und betrachtete die einsame Frauengestalt in der ersten Reihe, dann setzte sie sich demonstrativ direkt hinter sie, neben ihre Schwestern, die sie mit einem gemessenen Nicken begrüßten. Falls sich die junge Witwe der Gegenwart ihrer jüngsten Stieftochter bewusst war, ließ sie es sich nicht anmerken, aber alle anderen nahmen den Affront sehr wohl zur Kenntnis, und etliche quittierten ihn mit einem Stirnrunzeln.

Die Witwe richtete sich auf, als der Gottesdienst begann.

Es folgten die kurzen, aber bewegenden Trauerreden des Direktors der Galerie für Moderne Kunst, des Leiters des Internationalen Zentrums für Bildhauerei in Australien und Asien, des Gouverneurs von New South Wales sowie eines angesehenen Künstlers. Dieser erklärte, der berühmte ver-

storbene Bildhauer Milton Faranisi sei ein großes Geschenk für die Nation und habe maßgeblich am Erscheinungsbild und am internationalen Renommee der australischen Bildhauerei mitgewirkt.

»Milton Faranisi hat sich einen überragenden Ruf erworben«, sagte er. »Sein Werk wird die Jahrhunderte überdauern, als eine Herausforderung für unsere Sinne und unsere Deutung von Harmonie, Raum und Material erweitert es unseren Horizont in intellektueller, rationaler und emotionaler Hinsicht – und dies gilt für Miltons Werk in ebensolcher Weise, wie es für seine Persönlichkeit gegolten hat. Sein künstlerisches Vermächtnis – in Marmor, Bronze, Stein, Holz und Papier – wird auch künftigen Generationen ein Quell der Inspiration sein. Mit seinem Talent ragte Milton heraus aus der Schar seiner Zeitgenossen. Seine Begabung und seine Liebe zum Leben – von gleichermaßen majestätischer Größe – drohten einen gewöhnlichen Sterblichen mitunter fortzureißen. In Miltons Gegenwart konnte man sich nie des Eindrucks erwehren, dass man ein Genie vor sich hatte, das nur mit Hammer und Meißel in der Hand so richtig glücklich war.

Er hinterlässt eine wundervolle Familie mit drei reizenden Töchtern und einer hingebungsvollen Frau, doch es sind seine gewaltigen, ehrfurchtgebietenden Skulpturen, die weiterhin unsere Herzen, unseren Verstand und unsere Sinne anzusprechen vermögen, den Betrachter in ihren Bann schlagen und ihn fragen lassen: ›Was für ein Mensch konnte so etwas erschaffen?‹

Wir, die wir hier und heute versammelt sind, hatten das Glück, ihn kennen und lieben zu dürfen, und uns allen ist bewusst, dass es einen Mann wie Milton Faranisi kein zweites Mal geben wird.«

Der nächste Redner kam nicht aus der Welt der Kunst, sondern aus einer, die Milton schon lange hinter sich gelassen hatte: einem noch von Nachkriegswunden gezeichneten Italien. Der Mann erzählte von Miltons Eltern, die mit ihren kleinen Söhnen nach Australien ausgewandert waren und ihnen das Streben nach Stabilität, Beständigkeit und Schönheit mit auf den Weg gegeben hatten. So war es nicht zuletzt den Entbehrungen und dem Einfluss der Eltern zu verdanken, dass Miltons gewaltige Kreationen überall auf der Welt ausgestellt wurden, wo man sie als leuchtendes Beispiel für den dauerhaften Fußabdruck eines Menschen auf der Oberfläche unseres zunehmend fragilen und verletzlichen Planeten verstand.

Der vornehme alte Herr, ein Freund von Miltons Eltern, sprach mit dem leichten Akzent eines gebildeten Norditalieners und trug einen altmodischen Anzug aus dunklem glänzendem Stoff, der schon bessere Tage und glücklichere Anlässe gesehen hatte. Kerrie schenkte ihm ein flüchtiges Lächeln.

Die letzte Trauerrede hielt Miltons jüngste Tochter. Mit tränenüberströmtem Gesicht trat Alia ans Pult, griff nach dem Mikrophon und zog es näher heran.

»Mein Vater ... war ein großartiger Mensch. Sie alle hier kennen ihn wegen seiner Arbeit, seines Charismas und ... seiner Stellung draußen in der Welt.« Ihre Mundwinkel zuckten, doch es war schwer zu sagen, ob sie das Gesicht verzog oder lächelte. »Aber ich, *wir* wissen auch, dass er ein wunderbarer Vater war, fröhlich und liebevoll. Und so werden wir ihn in Erinnerung behalten, als den Vater, der seine kleinen Mädchen liebgehabt hat.« Sie drehte den Kopf, und ihre Augen hinter der dunklen Sonnenbrille schienen auf ihre Stiefmutter gerichtet, als sie hinzufügte: »Wir konnten

dich nicht für uns allein haben, aber wir lieben dich, Daddy.«

Sie verließ das Podest, und als sie zu ihrem Platz zurückkehrte, drückten die beiden Schwestern kurz ihre Hand.

Daraufhin erhob sich in der vordersten Reihe die Witwe, in der Hand eine spektakuläre langstielige Helikonie, und schritt zum Sarg, küsste die blutrote Blume und legte sie auf den Sargdeckel. Während die anderen Trauergäste aufstanden und zum Abschluss ein Kirchenlied anstimmten, verließ Kerrie unter dem Blitzlichtgewitter der Fotografen die Kapelle und ging zur wartenden Limousine.

Der Chauffeur sprang heraus und hielt ihr die Tür auf. »Wohin, Mrs. Faranisi?«, fragte er.

Kerrie nahm ihre Sonnenbrille ab und rieb sich die Augen. »Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung. Ich habe es bloß in diesem vergifteten Klima nicht länger ausgehalten.«

»Soll ich einfach ein bisschen herumfahren, bis Sie sich wieder gesammelt haben?«, schlug er vor.

»Ja, gute Idee, danke.«

Kerrie lehnte sich zurück und schloss die Augen, während der Wagen die Kapelle hinter sich ließ, in der Miltons Töchter unbedingt die Trauerzeremonie für ihren Vater hatten abhalten wollen. »Milton, es tut mir leid, das war nicht die Art von Totenfeier, wie du sie gewollt hättest. Diese Förmlichkeit. Und all die Ansprachen. Ich bin mir sicher, dir wäre ein zwangloser Abschiedsumtrunk lieber gewesen, wo man bei ein paar Drinks die alten Zeiten hochleben lässt. Aber so haben es die Mädchen nun mal gewollt, diese Runde ging an sie«, entschuldigte sie sich im Geiste bei ihrem Gatten. Ihr ganzes Eheleben war ein einziger langer Kampf mit ihren Stieftöchtern gewesen. So sehr sie sich auch bemüht hatte, es ihnen recht zu machen, waren sie doch nie zufrieden gewe-

sen. Jetzt fühlte sie sich zu erschöpft, um noch weiter zu kämpfen.

Für diese Feindseligkeit gab es nur einen Grund. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte Milton die Mädchen verhätschelt und verzogen. Zwar hatte ihr Vater später durchaus einige Affären mit anderen Frauen gehabt, aber seine Töchter hatten diese Beziehungen nie als Bedrohung empfunden. Es gab kurze Techtelmechtel mit jungen Mädchen und sinnlichen Schauspielerinnen, mit Angehörigen des niederen europäischen Adels und älteren Damen, darunter auch eine Künstlerin, die mehr für ihre knallrote Perücke als für ihre Kunst bekannt war. Trotz all dieser Eskapaden lebten die Mädchen stets in der Gewissheit, dass er sie am meisten liebte. Diesen flüchtigen Beziehungen maßen sie keinerlei Bedeutung bei, sie gingen mit einem Seufzer und einer neckischen Bemerkung darüber hinweg, wenn er wieder einmal mit einer neuen Frau Leben und Bett teilte. Damit kamen sie bestens zurecht – bis er Kerrie kennenlernte.

»Hier geht es nicht weiter, Mrs. Faranisi«, sagte der Chauffeur und hielt an.

»Oh, ich war ganz in Gedanken versunken. Stimmt, wir sind an der Watsons Bay.« Sie blickte zu dem kleinen historischen Leuchtturm auf der zerklüfteten Landzunge hinüber. Darunter fielen atemberaubende Klippen zum Meer hin ab.

»Es geht mich nichts an, aber ich dachte, vielleicht wollen Sie zum Strand hinuntergehen und ein Glas Wein trinken oder auch etwas essen?«

»Ja, etwas zu trinken täte mir jetzt gut, auch wenn ich nichts essen werde.«

Die Erinnerung daran, wie sie mit Milton im Strandrestaurant der Watsons Bay die einfachen Fischgerichte genossen hatte, trieb ihr eine Träne ins Auge. Doch dann merkte

sie, dass sie ausgesprochen hungrig war. Ja, sie konnte sich nicht erinnern, in den letzten Tagen seit Miltons plötzlichem Herzversagen überhaupt etwas Richtiges gegessen zu haben.

Man führte sie zu einem schattigen Tisch etwas seitlich vom Restaurant. Die Speisekarte vor sich, beobachtete sie eine Familie beim Essen, während die Kleinen im Sand vor den Tischen im Freien spielten. Zwar war der junge Kellner sehr aufmerksam, und der Besitzer erschien, um ihr sein Beileid auszusprechen, aber Kerrie spürte deutlich, dass es ohne Milton auch an ihren Lieblingsplätzen nicht mehr so sein würde wie früher. Im Geiste sah sie ihn ihr gegenüber sitzen, seine Silhouette vor dem Wasser, wie er sich in seinem Sessel zurücklehnte und die Aussicht und das Ambiente auf sich wirken ließ. Während ihrer zwanzigjährigen Ehe war er immer ein anregender und interessanter Gesprächspartner gewesen. Smalltalk war nicht seine Sache. Er redete lieber über Kunst und Geschichte, erzählte von Menschen, die er kennengelernt hatte, von Familiengeschichten aus Italien, den beschwerlichen Tagen seiner Kindheit und seinen Zukunftsträumen. Trotz seines enormen Erfolgs hatte Milton nie geglaubt, ganz oben angekommen zu sein. Er wollte noch so viel erschaffen, so viel erreichen.

Bei diesen Erinnerungen konnte Kerrie die Tränen nicht mehr zurückhalten. Rasch tupfte sie sich die Augen und nahm einen Schluck Eiswasser.

Zwanzig Jahre zuvor

Da sich die Kunsthochschule am unteren Ende der George Street in Sydney befand, nahm Kerrie dreimal in der Woche die Fähre von Manly zum Circular Quay. Anfangs fand sie

den Zeichenunterricht mit seiner Detailversessenheit frustrierend, sie hätte lieber kühn Farbe auf die Leinwand gespritzt und ihrer Kreativität freien Lauf gelassen, anstatt sich mit Bleistift- und Kohlezeichnungen abzuquälen. Aber allmählich erlernte sie den Umgang mit dem Bleistift und auch die Techniken von Form, Gestalt, Perspektive und Symmetrie. Ihr Lehrer erklärte, die Beherrschung dieser Grundlagen gebe ihr die Freiheit, »sich emporzuschwingen wie ein Vogel, kontrolliert zu fliegen und sicher zu landen. Es mag natürlich und mühelos erscheinen, aber man benutzt sein inhärentes Wissen um die Aerodynamik und die physischen Gegebenheiten – seien es Federn oder ein Stift –, um diese Freiheit zu erringen«. Widerstrebend musste sie ihm recht geben.

Kerrie trug stets ein kleines Skizzenbuch und einen gespitzten Bleistift mit sich, und wenn etwas – eine Szene, eine Gestalt, eine Figur oder ein Ausdruck – ihre Aufmerksamkeit erregte, versuchte sie es mit einer flüchtigen Zeichnung auf eine Seite ihres Buches zu bannen. Oft bat ihr Lehrer sie, ihm das Skizzenbuch zu zeigen, machte dann eine Bemerkung oder einen Vorschlag dazu, und am Ende gab er es stets mit einem Nicken und einem knappen »Machen Sie so weiter« zurück.

Wenn möglich, hatte Kerrie auch einen Aquarellkasten dabei und kolorierte damit rasch eine Bleistiftzeichnung oder hielt eine Szene mit Aquarellfarben fest. Mit der Zeit lernte sie den scheinbar unberechenbaren Verlauf der Farbe auf dem Papier zu beherrschen, und auch wenn dabei etwas herauskam, was sie so nicht geplant hatte, war sie von dem Ergebnis oft angenehm überrascht.

Sie experimentierte mit Akt- und Porträtzeichnungen, mit Landschaftsmalerei und Aquarellen und belegte die kur-

zen Pflichtkurse in Bildhauerei und Zeichenkunst. Mit ihren Kommilitonen ging sie oft in Museen und Galerien, und im letzten Studienjahr wurde ihre Klasse zu einer Ausstellung und einem Vortrag des berühmten Bildhauers Milton Faranisi eingeladen.

Die Galerie, in der die Ausstellung stattfand, verfügte über einen luftigen, weißgetünchten Raum mit hohen Decken, dahinter lag ein weitläufiger Innenhof, wo die Skulpturen im Dämmerlicht leuchteten. Faranisis spektakuläre Werke und Figuren, die das Thema »Trennung« interpretierten, nahmen sich riesig aus im Vergleich zu den im Hof umherschleudernden Besuchern.

Kerrie war hingerissen. Bildhauerei hatte sie nie besonders interessiert oder emotional berührt. Ihrer Meinung nach wirkten die harten Oberflächen kalt und machten es schwierig, die Intention des Künstlers zu erkennen. Doch diese Werke hatten etwas an sich, was sie ihre früheren Ansichten und Vorurteile überdenken ließ.

»Ein Mordspektakel, was?«, meinte Sam, ein Kommilitone, der sich zu ihr gesellt hatte. Seine Brille war ihm auf die Nasenspitze gerutscht, sein Gesicht glänzte schweißnass in dem Gedränge, während er mit einer Zigarette, einem Glas Wein und einer kleinen Frühlingsrolle gleichzeitig hantierte.

»Ein fantastischer Ausstellungsrahmen«, pflichtete Kerrie ihm bei. »Stell dir vor, du hättest so einen Raum, um deine Werke zu präsentieren.«

»Hohe Kunst, hoher Preis«, sagte Sam.

»Faranisi hat auf jeden Fall eine außergewöhnliche Begabung«, meinte Kerrie. »Normalerweise bin ich ja kein Fan von solchen Großformaten. Die hier wirken aber nicht nur durch ihre Dimensionen, sondern auch durch etwas ande-

res – eine Empfindsamkeit, eine Leichtigkeit, die eigentlich gar nicht zur Schwere des Materials passt.«

»Form, Gestalt und Material sind ja durchaus solide, aber mir erscheint der Gebrauch von Hammer und Meißel weniger kunstvoll als der Umgang mit dem Pinsel. Man braucht ganz schön viel Kraft, um so etwas zustande zu bringen.«

Kerrie lächelte den schwächtigen Kunststudenten neben ihr an, der aussah, als könnte er einen Hammer nicht einmal hochheben.

»Da hast du recht, Sam. An deiner Stelle würde ich auch bei der Malerei bleiben.«

Mehr und mehr Leute trafen ein, und in dem vorher Zen-artig wirkenden Raum war es jetzt so voll, dass die Kellner mit ihren Getränke- und Häppchentablets nur mühsam durchkamen. Angesichts der gespannten und erwartungsvollen Atmosphäre beschloss die Galeristin, mit ihrer Vorstellung des Bildhauers nicht länger zu warten.

Stephanie Oates, die angesehene Leiterin des Gallery Museum of Modern Art, bat um Ruhe und verkündete: »Meine Damen und Herren, Milton Faranisi.«

Er trat durch eine Seitentür ein, schüttelte der Galeristin höflich die Hand und stellte sich lächelnd neben sie. Es war kein extravaganter Auftritt, doch seine Präsenz erfüllte den Raum und nahm alle gefangen. Als die Galeristin ihre Begrüßungsworte sprach und sich bei sämtlichen an der Ausstellung Mitwirkenden bedankte, stand der Schöpfer der Werke mit verschränkten Armen da und blickte auf die Menge. Während der Rede betrachtete Kerrie Milton Faranisi von der Seite.

Wie gern hätte sie jetzt eine Skizze von seinem markanten Profil gemacht, dem dichten kräftigen Haar, der Hakennase und dem leicht amüsierten Ausdruck, der um seinen Mund

spielte. Er war groß und kräftig und schien damit Sams Einschätzung zu bestätigen, dass man als Bildhauer Kraft brauchte. Er trug ein cremefarbenes Leinensakko zu einer braunen Hose, ein cremefarbenes Hemd und eine dezente Krawatte. Dafür, dass er im Ruf eines richtigen Lebemannes stand, fand sie seinen konservativen Aufzug ein bisschen enttäuschend. Dann fielen ihr seine teuren Lederslipper auf, der Gürtel, der ein Designerprodukt zu sein schien, und seine edle Uhr.

Als hätte er ihren prüfenden Blick bemerkt, drehte er sich um und sah sie unvermittelt an. Seine dunkelgrünen Augen starrten sie an, was sie erröten ließ, doch sie hielt seinem Blick stand. Seine Augen verengten sich ein wenig, und seine Lippen verzogen sich zu einem flüchtigen Lächeln. Dann wandte er sich schon wieder ab, so dass Kerrie sich fühlte, als wäre sie bei einem kindischen Streich ertappt worden.

Unterdessen lobte Stephanie Oates das Werk Faranisis in den höchsten Tönen: »Er führt die Tradition der großen europäischen Bildhauer fort, die mit neuen Medien, neuen Stoffen und neuen Konstruktionen Grenzen ausloten und dabei dennoch mit dem Betrachter kommunizieren, der die Zeit und die Mühe investiert, um diese neuen bildhauerischen Formen zu erkunden. Ich wage die Prognose, dass seine Arbeiten bald überall auf der Welt bei Museen, Galerien und Unternehmen überaus gefragt sein werden. Und da Faranisis Werk sowohl hinsichtlich des Umfangs als auch des Erfolgs erheblichen Zuwachs haben wird, ist es uns eine ganz besondere Freude, Ihnen in unseren Räumen eine so wundervolle Sammlung prächtiger Stücke präsentieren zu können. Sicherlich werden Sie mir beipflichten, dass sie in ihrer Geballtheit an einem einzigen Ort eine ungeheure Wirkung entfalten.«

Es gab nur spärlichen Applaus, denn den meisten Gästen fiel es schwer, mit einem Drink, einem Katalog und Kanapees in den Händen zu klatschen.

Stephanie schloss mit den Worten: »Milton Faranisi hat Naturwissenschaften, Zeichnung, Architektur und Technik studiert, und ich bin mir sicher, er könnte in jedem dieser Bereiche Großartiges vollbringen. Seine Fertigkeiten fließen in seine Arbeit mit ein: Sie können sehen, wie sich seine Kenntnisse in den wunderbaren Werken manifestieren, die wir Ihnen heute in unserer Ausstellung zeigen können. Wir begrüßen seine Hingabe an die Kunst, seine Energie, seinen Enthusiasmus, und dass er dies heute mit uns teilt. Bitte heißen Sie Milton Faranisi willkommen!«

Der Bildhauer hielt eine elegante, aber kurze Ansprache, an deren Ende er Stephanie, seinen Freunden und Künstlerkollegen und den Kunstmanagern dankte, die seine Arbeit unterstützt hatten. Danach trat er zur Seite, um sich den Fotografen und Fernsehkameras zu präsentieren.

»Ich freue mich auf seine Vorlesung nächste Woche«, sagte Kerrie zu Sam.

»Was soll das bringen? Wir sind doch keine Bildhauer.«

Kerrie zuckte mit den Achseln. »Stephanie Oates hat gesagt, dass Milton Faranisi Zeichnen, Architektur und Technik studiert hat. Er denkt nicht so eng. Wir könnten von ihm etwas lernen, was uns weiterbringt.«

»Das interessiert mich überhaupt nicht. Dich etwa? Du sagst sonst doch immer, du willst nur malen.«

»Vielleicht erweitert es meinen Horizont – man kann ja nie wissen. Ich schaue mir draußen noch mal seine Skulpturen an, da scheint es jetzt nicht mehr so voll zu sein.«

Kerrie ging in den Hof hinaus. Die meisten Leute hielten

sich drinnen auf und taten sich an dem kostenlosen Wein gütlich. Daher konnte sie sich Zeit lassen, umrundete jedes der Exponate und begutachtete die unterschiedlichen Oberflächen der dreidimensionalen Formen. Vor einer Skulptur namens »Ferne Zukunft« blieb sie stehen und berührte den kühlen Stein, der so zart und federleicht aussah, sich aber massiv und erdverbunden anfühlte.

»Aha, Sie konnten also nicht widerstehen. Was fühlen Sie?«

Kerrie fuhr herum und sah Milton Faranisi, der sie belustigt anschaute. Ehe sie reagieren konnte, hatte er seine Hand auf die ihre gelegt.

»Oh, Verzeihung. Es wirkt so zart, beinahe durchscheinend, da dachte ich fast, es wäre innen hohl«, entschuldigte sich Kerrie.

»Spüren Sie die kleinen Riefen, die von meinen Werkzeugen stammen, und die Kraft in diesem Stein? Es freut mich, dass Sie die Skulptur als etwa Leichtes empfinden. Die kleine Kugel versinnbildlicht einen fernen Planeten, der jeden Moment in die Nacht davonfliegen kann. Als Bildhauer habe ich versucht, dreidimensionale Denkweisen anzuwenden und abstraktes Denken physisch umzusetzen, wobei mir der Intellekt die Hand führt.« Er hielt immer noch ihre Hand umfasst. »Sind Sie Künstlerin?«

Kerrie war klar, dass der ältere Mann mit ihr flirtete, und sie fühlte sich insgeheim geschmeichelt. Aber unwillkürlich war sie auch beeindruckt von der Art, wie er seine Arbeit beschrieb. »Nicht wirklich. Ich studiere Kunst an der Armitage School.«

Er nickte. »Dort bekommt man eine solide formale Ausbildung. Es ist ein guter Studiengang, aber man wird nicht unbedingt ein großer Künstler, nur weil man die Klassen be-

sucht. Ich halte demnächst einen Vortrag vor Studenten der Armitage. Dann treffen wir uns hoffentlich wieder?« Er sah Stephanie Oates näher kommen. »Entschuldigen Sie mich, ich muss mich bei Stephanie für ihre freundlichen Worte bedanken.« Er drückte noch einmal sachte ihre Hand und ließ sie dann los.

Die Weißwandtafel neben dem Rednerpult war übersät mit Skizzen und Darstellungen. Die vierzig Studenten im Hörsaal wirkten etwas benommen angesichts des Schwall an Informationen, Beispielen und Anekdoten, mit denen Milton Faranisi sie förmlich überschüttete.

Was Kerrie beeindruckte, war nicht nur die Klugheit des Bildhauers, sondern auch seine unterhaltsame Art. Selbst Sam war höchst angetan von Miltons Eloquenz und den Ideen, mit denen er die Geschichte der Bildhauerei und das Verhältnis zwischen zeitgenössischer und klassischer Bildhauerei erläuterte:

»Der Schlüssel zu Ihrem Studium liegt darin, jenen Moment der Wahrheit zu erreichen, den man den ›Durchbruch‹ nennt – wenn Sie feststellen, dass Sie aus Ihrem Instinkt heraus arbeiten. Dann wissen Sie einfach, dass Sie bereit sind, mit dem Herzen, mit dem Verstand wie auch mit Ihrem Körper schöpferisch tätig zu werden. In diesem Moment beginnen Sie, auf sich selbst zu vertrauen und aus sich selbst heraus kreativ zu sein. Die Macht, die Weisheit, der Geist in Ihrem Inneren werden aufblühen und Ihnen die Freiheit geben, Ihre eigene Kunst zu verwirklichen, auf Ihre ganz persönliche Weise. Lassen Sie sich nicht ablenken, lassen Sie sich nicht vom Mammon verführen, fallen Sie nicht auf die Mittelsmänner und Händler herein, die nur Ihr Talent ausbeuten wollen. Bleiben Sie sich selbst und Ihrer Kunst treu.«

»Er ist unwiderstehlich, aber ich wette, den Kunstakademien passt es gar nicht, dass er die Studenten ermuntert, auszustiegen und es auf eigene Faust zu probieren«, bemerkte Sam.

»Durch ihn bekomme ich Lust, Neues auszuprobieren. Ich will richtig experimentieren«, sagte Kerrie.

»Ich glaube, er erinnert sich, dass du in seiner Ausstellung warst. Merkst du, wie er immer wieder zu dir rüberguckt?«, neckte Sam sie.

»Meinst du?«, erwiderte sie unschuldig. Tatsächlich hatten sich ihre und Miltons Blicke bereits ein paar Mal gekreuzt, und Kerrie war durchaus überzeugt, dass er sich an sie erinnerte.

»Komm, Kerrie, schauen wir mal, ob er dich noch kennt.« Am Ende der Vorlesung stand Sam auf und zwängte sich aus der Sitzreihe nach vorn, wo der Bildhauer bereits von Studenten umringt stand.

Als auch Kerrie näher gekommen war, sprach Milton Faranisi sie sofort an. »Sie waren neulich in meiner Ausstellung, nicht wahr?« Kerrie nickte, was er mit einem Lächeln quittierte. »Hat Ihnen meine Vorlesung gefallen? Fanden Sie sie nützlich?«

»Ja, das fanden wir alle. Sie war sehr inspirierend.«

»Und wie heißen Sie?«

»Kerrie. Kerrie Jackson.«

Sie dachte nicht weiter über ihre Begegnung mit Milton Faranisi nach. Schließlich lebte er in einer ganz anderen Welt. Als er aber an der Kunstakademie auftauchte und nach ihr suchte, war sie dennoch nicht übermäßig überrascht.

Nach dem Kurs holte er sie ab und nahm sie in ein Weinelokal mit, wo sie sich in eine dunkle Ecke setzten und plau-

dernten, lachten und über die Kunst und das Leben diskutierten. Sie fragte ihn über die Bildhauerei aus, versuchte ihm Informationen zu entlocken, als wäre sie in einer Art Meisterklasse. Milton wiederum genoss es offensichtlich, ganz im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der hübschen jungen Frau zu stehen. Ihr war nicht ganz klar, warum er mit ihr hatte ausgehen wollen, zumal er keinerlei Annäherungsversuche unternahm. Und da sie nicht über private Dinge sprachen, wusste sie nicht einmal, ob er eine Partnerin hatte.

Sie überlegte, ob sie seine Biographie recherchieren sollte, schalt sich dann aber selbst. Was sollte das bringen? Warum sollte dieser gebildete und kluge Mann an einer jungen Kunststudentin interessiert sein? Später las sie aber doch seine Biographie und erfuhr, dass er verwitwet war. Einige Jahre zuvor war seine Frau gestorben, eine betuchte Brasilianerin, so dass er seine drei Töchter fortan allein großziehen musste.

Zwei Tage darauf lud Milton sie zum Abendessen ein. Das kam für sie überraschend, doch sie nahm die Einladung an. Als sie sich zum Ausgehen zurechtmachte, ertappte sie sich dabei, wie sie ihre erotische Spitzenunterwäsche anzog. Sie hielt inne und lachte über sich selbst. Hatte sie etwa die Absicht, mit dem berühmten Bildhauer ins Bett zu gehen? Sie wusste, dass sie ihm nicht mehr bieten konnte als ihren Körper und ihre Aufmerksamkeit. Aber sie mochte sein Lächeln, seinen warmen, wachen Blick, seine Geschichten und Anekdoten und seine Pläne für künftige Projekte, von denen er ihr erzählt hatte.

»Ich nehme es einfach, wie es kommt«, sagte sie sich.

Und wie sie sich eingestehen musste, fand sie ihn körperlich sehr anziehend, ja sogar erregend, als sie ihm gegenüber in einem kleinen italienischen Restaurant saß. Sein dunkles T-Shirt über seiner muskulösen Brust und den breiten Schul-

tern lag eng an. Dazu trug er eine Jeans, die unter seinem straffen Bauch gegürtet war. Seine Arme waren sonnengebräunt, am Handgelenk prangte eine teure Uhr. Seine Manieren waren tadellos, und wären seine Hände nicht rauh und schwielig gewesen, hätte man kaum geglaubt, dass dieser Mann einer körperlichen Arbeit nachging.

Er erkundigte sich nach ihren Plänen für die Zeit nach der Kunstakademie.

»Ich habe noch keine«, räumte Kerrie freimütig ein. »Keine Ahnung, ob ich gut bin. Und selbst wenn ich ein gewisses Talent habe, ist ja nicht gesagt, dass ich von meiner Kunst auch leben kann.«

»Das stimmt, als Künstler Fuß zu fassen ist nicht leicht. Sie müssen wirklich an sich selbst glauben. Machen Sie sich darauf gefasst, dass Sie Opfer bringen müssen und viel Glück brauchen. Es wird kein Zuckerschlecken, nicht einmal wenn Sie talentiert sind, was ja vielleicht gar nicht der Fall ist. Und was Sie vielleicht nie erfahren werden. Durchhalten können Sie das nur, wenn Sie ohne Kunst nicht leben können. Empfinden Sie das so? Jedenfalls sollten Sie die Risiken gut abwägen, bevor Sie sagen, Sie wollen Künstlerin werden.«

Kerrie starrte auf ihren Teller mit Pasta und hatte das Gefühl, vier Jahre ihres Lebens vergeudet zu haben. Da legte er seine Hand auf die ihre. »Vielleicht brauchen Sie einen Gönner, einen Mäzen, so wie früher. Oder Sie heiraten einen reichen Mann, der Ihnen Ihre Kunst finanziert.«

»Ja, klar doch, was sonst«, gab Kerrie zurück, die Wangen gerötet vor Zorn.

Milton zog seine Hand zurück und zuckte mit den Schultern. »Unter den richtigen Voraussetzungen – Liebe, Lust, Sex – könnte so ein Arrangement durchaus funktionieren.«

»Haben Sie auch so angefangen?«, fragte Kerrie verärgert.

Milton lehnte sich zurück, musterte Kerrie amüsiert und hob sein Glas. »Eins zu null für Sie. Sie haben recht. Das war taktlos.«

Kerrie trank einen Schluck Wein und setzte ein unergründliches Lächeln auf. »Entschuldigung akzeptiert. Apropos, wie hat bei Ihnen alles angefangen?«

Als sie beim Nachtschisch angelangt waren, erzählte Milton von seinem Leben in Rom und von seinen Lehrjahren bei einem berühmten Bildhauer, der Rodin nacheiferte und mit Vorliebe klassische Figuren schuf. »Ich bewundere Rodin, aber ich habe nicht eingesehen, warum ich zu einem schlechten australischen Epigonen werden sollte. Andererseits ist eine Lehre recht nützlich. Ich habe viele Fertigkeiten erlernt, danach habe ich aufgebeht und meinen eigenen Weg eingeschlagen – so muss es sein.«

»Aber Sie haben ja von den Fertigkeiten profitiert, die Sie erlernt haben, nicht wahr? Dann ist meine Zeit an der Kunsthochschule also nicht verschwendet?«

»Alles, was man lernt, kann von Nutzen sein. Es ist erstaunlich, wo man sein Wissen überall einsetzen kann. Doch was Sie sich fragen müssen, ist: Warum will ich Künstlerin werden? Wie wichtig ist mir das? Warum tue ich das? Für mein Selbstgefühl? Oder für Geld oder Ruhm? Wenn Sie nie ein Bild verkaufen, nie echte Anerkennung bekommen, machen Sie dann trotzdem weiter?« Er hielt inne. »Verzeihen Sie meine Suada.«

Kerrie schaute von ihrem Teller auf und erklärte mit fester, ruhiger Stimme: »Ich werde eines Tages den Durchbruch als Künstlerin schaffen, und zwar auf meine Weise.«

Er sah in ihre blitzenden Augen und lächelte. »Schön für Sie. Ich hoffe, Sie haben recht. Darf es noch ein Kaffee sein? Ein Digestif?«

Kerrie schüttelte den Kopf. »Nein danke. Es war ein wunderbarer Abend. Sie haben mich nachdenklich gestimmt.«

»Ich habe Ihre Gesellschaft sehr genossen. Sonst hört mir nie jemand zu.« Er lächelte. »Meine Töchter behandeln mich wie einen alten Mann und sind im Grunde noch zu jung, um meine Arbeit zu begreifen.«

»Ihre Töchter ... gehen die noch zur Schule?«, fragte Kerrie. Sie hatte keine Ahnung, wie alt sie waren, aber Milton sah höchstens wie vierzig aus.

»Die älteren kommen gerade ins Teenageralter, werden aber schon rebellisch. Ich verbringe wohl nicht so viel Zeit mit ihnen, wie ich sollte. Irgendwie bin ich ständig unterwegs, weil ich neuerdings auch Aufträge aus dem Ausland bekomme. Na, jedenfalls finden sie mich total uninteressant. Vielleicht können Sie mir helfen, ein bisschen ›relaxter‹ zu sein, wie sie es nennen.« Er lächelte Kerrie an. »Haben Sie Mitleid mit einem alten Mann von fünfundvierzig Jahren und nehmen Sie ihn zum Tanzen oder in Clubs mit oder was immer Sie so machen, um sich zu amüsieren. Dann werden mich meine Töchter nicht mehr so langweilig finden.«

»Das tun sie bestimmt nicht«, erwiderte Kerrie wie aus der Pistole geschossen. »Ich finde Sie jedenfalls nicht langweilig.«

»Gut, dann sind beim nächsten Mal Sie dran. Gehen Sie noch mal mit mir aus, aber dann schlagen Sie das Lokal vor ... einen Club, eine Kneipe? Oder ist es Ihnen peinlich, sich mit mir sehen zu lassen?«

»Natürlich nicht«, lachte Kerrie. »Aber Sie werden sich dort nicht unbedingt wohl fühlen. Hektisch blinkende Lichter, laute Musik, rappelvolle Tanzflächen, überteuerte Cocktails. Leute, die Joints und anderes herumreichen.« All das sprudelte aus ihr heraus, denn sie glaubte, dass er das jetzt

von ihr erwartete. Es war die Art von Abendgestaltung, zu der ihre Freunde sie immer mitnehmen wollten, die ihr aber, wenn sie ehrlich war, gar nicht zusagte. Den ganzen Abend gegen laute Musik anzubrüllen, um sich verständlich zu machen, das war nicht ihre Welt. Auch glaubte sie nicht, dass Milton auf so etwas wirklich Lust hatte. Doch es gefiel ihr, dass er mehr Zeit mit ihr verbringen wollte, und zwar zu ihren Bedingungen.

»Das kommt mir bekannt vor, ist aber schon ein paar Jahre her. Ach ja, Positano. Davon erzähle ich Ihnen gelegentlich mal. Wollen wir gehen?«

Kerrie nahm ihre Tasche und schob ihren Stuhl zurück.

»Ich habe es ernst gemeint mit dem Ausgehen und Tanzen und Die-Nacht-Durchmachen«, beteuerte er, als er aufstand.

»Wenn Sie wirklich meinen«, sagte sie. »Ich hoffe, Ihre Töchter sind dann beeindruckt.«

»Das tue ich nicht meinen Kindern zuliebe«, widersprach er sich, »sondern weil ich es selbst will. Sie wählen das Lokal aus. Würde Ihnen Donnerstagabend passen?«

Überraschenderweise bekundeten sie beide nach diesem Donnerstagabend übereinstimmend, dass sie sich sehr amüsiert hätten. Kerrie hatte ihre Freunde gefragt, wo man am besten zum Tanzen hinging, und den perfekten Tipp bekommen. Sie fühlte sich komisch dabei, mit einem Mann, der ihr Vater hätte sein können – wenn auch ein sehr junger –, in einen schicken Club zu gehen. So tanzten sie und Milton anfangs noch etwas unbeholfen miteinander, doch als es auf der Tanzfläche voller wurde, kamen sie sich näher. Sie wirbelten wild herum oder hielten sich umschlungen, und zum Rhythmus von Madonnas »Vogue« schmiegteten sich ihre Körper sinnlich aneinander.